

# Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“ und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald. Verantwortl. Redakteur Karl Bendisch, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 18. Juni 1903.

(Nachdruck verboten.)

## Gelöste Rätsel.

Kriminalroman von Theo von Blaukensee.

(Fortsetzung.)

Monnard hatte sich nämlich vor ungefähr einem Jahre bei Frau Weber eingemietet und hatte das Zimmer, das von Frau Weber ausmöbliert war, und das einen eigenen Eingang vom Treppenhof hatte, bezogen. Er hatte immer regelmäßig bezahlt, war immer bei Geld, erhielt auch oft durch die Post Geld zugesandt, und zwar regelmäßig hohe Beträge. Woher dieses Geld kam und von wem, wußte Frau Weber allerdings nicht. Monnard sprach auch ihr gegenüber nie davon. Er sprach fast mit keinem Menschen der ganzen Umgebung. So wußte niemand, was er früher war und woher er kam. Nur ließ er manchmal eine Bemerkung fallen, er sei schon viel in der Welt herumgekommen. Wovon Monnard lebte, konnte sie gleichfalls nicht sagen. Sie hatte nie davon gehört oder erfahren, daß er ein größeres Vermögen besäße. Soviel aber stand fest, daß er nie etwas arbeitete, aber trotzdem immer gut lebte. Sie hatte ihn auch manchmal gefragt und eine Bemerkung über sein großes Vermögen und dessen Höhe gemacht. Daraufhin aber hatte der Ermordete immer nur gelächelt. Öfters verreiste er auch auf längere Zeit, wohin, konnte niemand erfahren. Von diesen Reisen aber kehrte er immer mit neuen Geldmitteln versehen zurück. Freunde hatte er keine, wenigstens sah man ihn niemals mit irgend jemand in freundschaftlichem Verkehr. Er lebte immer möglichst zurückgezogen. Nachts allerdings kam er fast nie vor zwölf oder ein Uhr nach Hause.

All dies überdachte Braun wieder, aber er fand nichts, was auf irgend welche Weise mit der Mordtat hätte in Verbindung gebracht werden können. Eigentümlich fand er lediglich die Geldsendungen, die von auswärts eintrafen, sowie die mehrmaligen Reisen des Ermordeten und die Tatsache, daß er dabei immer mit Geld zurückkehrte. Wahrscheinlicher wäre es ja entschieden gewesen, wenn er von den Reisen ohne Geld zurückgekehrt wäre. Jedenfalls aber konnte Braun aus diesen Kleinigkeiten nicht die geringsten Schlüsse ziehen.

Mit einem tiefen Aufseufzen nahm der Detektiv die Schriftstücke, Papiere und Briefe zur Hand, die in der Wohnung des Monnard als diesem gehörig vorgefunden und zu den Akten genommen wurden, um sie einer genauen, sorgfältigen Durchsicht zu unterziehen. Prüfend überflog er den Inhalt eines jeden Schriftstückes, während er dabei halblaut vor sich hinhurmelte. Alle enthielten aber nur belanglose Sachen, wie Liebesbriefe, Bestellungen und Briefe von Unbekannten. Alle letzteren legte Braun

zur Seite, um sie nochmals genau zu prüfen, während er die übrigen als wertlos fortlegte. Sein Gesicht, das immer denselben gleichgiltigen Ausdruck zeigte, ließ durch keine Bewegung, nicht durch das geringste überraschte Aufleuchten seiner kleinen, grauen Augen erkennen, ob sich durch die Lektüre dieser Briefe auch nur der allergeringste Anhaltspunkt ergeben habe.

Jedenfalls aber hatte er trotz seines wiederholten Durchsuchens das nicht gefunden, was er für das Wichtigste gehalten hatte. Monnard hatte von auswärts Geld erhalten, aber unter seinen Schreibereien fand sich auch nicht ein einziger Postanweisungsschnitt.

Da es inzwischen immer mehr dunkelte, öffnete Braun die Vorhänge und blickte dabei nachdenklich in den Gefängnishof hinunter. Dort unten sah er eine große Anzahl von Strafgefangenen in ihren grauen Sträflingskleidern, die unter Aufsicht mehrerer Beamten ihren täglichen Spaziergang machten. Es befanden sich unter diesen Gefangenen Gesichter, denen das Laster auf der Stirn geschrieben stand, andere dagegen zeigten nur ein verschmitztes, tückisches Lächeln, während einige wiederum einen vollständig harmlosen und unschuldigen Eindruck machten. Viele aus der Gruppe verdankten es dem Spürsinn Brauns, daß sie jetzt hinter Gefängnismauern in Sicherheit saßen.

Ob es ihm aber auch gelingen würde, den Mord Monnards zu sühnen?

Braun setzte sich hierauf wieder an seinen Schreibtisch und durchmusterte nochmals die Briefe, die er sich zu einer eingehenden Lektüre zurückbehalten hatte. Von ihnen nahm er einen an sich, während er dann die übrigen gleichfalls zu den wertlosen und bedeutungslosen legte. Diesen einen Brief aber las er nun wiederholt durch und vertiefte sich derart in den Inhalt desselben, daß er das wiederholte Pochen an seiner Bureautür gar nicht hörte. Er sah auch nicht, wie sich die Tür langsam öffnete und Kommissär Seidel hereintrat. Erst auf dessen Gruß schreckte Braun auf.

„Na, haben Sie was gefunden?“ fragte ihn der Kommissär.

Er erhielt aber hierauf keine Antwort; Braun reichte ihm lediglich den Brief hin, den er immer noch in der Hand behalten hatte.

Der Kommissär nahm ihn und fragte: „Was soll es damit?“

„Lesen Sie!“ forderte ihn Braun auf und beobachtete nun mit größter Spannung das Gesicht des Kommissärs, der den Brief halblaut las.

Rio de Janeiro, 14. Januar 18 . .

Alter Schuft!

Du lebst wohl immer noch — aus meiner Tasche. Nun aber hab ich das satt. Hast 'ne Idee, was Du mir jetzt schon



schuldig bist? 20 000 Mark! Verstanden! Die hast Du allmählich verjubelt und durch die Gurgel gejagt. Hast vielleicht schon ein ziemlich umfangreiches Bäuchlein, während ich immer Geld herschaffen soll. Ich kann nimmer. Ich werde Deine Lebensversicherungspolice verkaufen oder versetzen! Du könntest ja auch leicht was tun! Du bist doch nicht auf den Kopf gefallen. Oder sollten bei Euch keine Geschäfte zu machen sein? Dann wäre dieses München doch wahrlich ein trauriges, sehr trauriges Nest. Also, alter Schlot, schreib' bald, was Du zu tun gedenkst, sonst siehst Du mich eines schönen Tages in München. Ich habe zur Zeit selbst keinen Knopf Geld mehr und meine Börse leidet an galoppierender Schwindsucht. Das Vernünftigste wäre allerdings, Du würdest Dir die Sache mal ordentlich überlegen und friedlich entschlämmern, damit ich die 50 000 Mark Deiner Lebensversicherung erheben kann. Aber so vernünftig bist Du ja nicht! Schade wäre es wahrlich nicht um Dich! Aber gerade solche nutzlosen Kater haben ein verdammnt zähes Leben. Bist Du einverstanden, wenn ich die Polize verkaufe? Vielleicht schaut dabei auch für Dich etwas heraus.

Dein alter Freund Peter."

Der Kommissär brach, als er den Brief gelesen hatte, in ein schallendes Gelächter aus und sagte: „Wirklich, ein liebenswürdiger Freund! Aber was wollen Sie mit dem Briefe?“

„Dieser Peter ist der Mörder!“ antwortete hierauf Braun in bestimmtem Tone.

„Aber der ist doch in Brasilien!“ rief der Kommissär dazwischen.

„War! War in Brasilien! Im Januar.“

„Warum soll er aber jetzt in München sein? Woraus schließen Sie das?“ war die etwas überraschte Frage.

„Er schreibt doch ausdrücklich: Schreibe bald, sonst siehst Du mich in München.“

„Na, deshalb braucht er doch noch nicht hier gewesen zu sein!“ unterbrach ihn der Kommissär.

„Ich meine,“ fuhr Braun unbeirrt fort, „der Schluß des Briefes ist denn doch mehr als verhänglich.“

„Ach Gott! Weil er da schreibt, am besten wäre es, er würde bald sterben! Das kann sich ein guter Freund doch mal erlauben, etwas derartiges zu äußern.“

„Aber die 20 000 Mark Schulden!“ begann Braun wiederum.

„Ja, ja! Dieser Monnard hat entschieden auf Kosten seines Freundes gelebt!“ bemerkte hierauf der Kommissär.

„Dieser Peter brauchte doch auch sein Geld,“ sagte Braun. „Monnard besaß aber nichts.“

„Ich kann keinen Zusammenhang finden!“ gab der Kommissär zu. „Wie wollen Sie sich denn die Sache erklären?“

„Das ist doch sehr einfach! Dieser Peter hatte seinem Freunde alles geliehen, 20 000 Mark. Es ist das eine Summe, die man nicht gern verliert.“

„Zweifello!“ unterbrach ihn hier der Kommissär.

Braun fuhr nun wieder fort:

„Dieser Peter war im Januar, wie er hier in seinem Briefe schreibt, in Geldverlegenheit. Monnard besaß natürlich nichts und konnte ihm auch nichts schicken. Dieser Peter versuchte nun die wahrscheinlich als Pfand in seinen Händen befindliche Lebensversicherungspolice zu verkaufen oder zu versetzen. Das gelang ihm aber nicht. Sie war deswegen für ihn wertlos. Es mußte also, falls er aus ihr Geld heraus schlagen wollte, Monnard sterben. Er verschaffte sich hierauf so viel Geld, als zur Reise nötig war und traf vor kurzem in München ein. Er suchte dann Monnard auf und ging mit diesem in fraglicher Nacht nach Hause. Unter irgend einem Vorwande begab er sich mit Monnard auf dessen Zimmer und ermordete ihn.“

Braun sah den Kommissär erwartungsvoll an. Dieser schwieg längere Zeit und sagte dann: „Aber der Kopf: Wo ist der Kopf? Warum hat er diesen denn mitgenommen?“

Braun antwortete hierauf ruhig und zuversichtlich: „Er hätte beinahe seinen Zweck erreicht.“

„Beinahe? Warum beinahe?“ Überrascht blickte der Kommissär den Detektiv an, der triumphierend lächelte.

„Verwirren wollte er uns. Verwirren! Mysteriös wollte er die Sache machen. Möglichst geheimnisvoll! Es sollte alles in ein derartiges Dunkel gehüllt werden, daß man keinen Ausweg finden könne. Sehr belastend ist es auch, daß sich nur der eine Brief vorfand, der von diesem Peter herrührte. Alle Schriftstücke waren durchwühlt. Der Täter hatte somit alles beseitigt, was aus seiner Feder und von ihm herrührte. Kein einziger Postanweisungsausschnitt fand sich vor. Die Hausfrau aber behauptet, daß er oftmals Geld von auswärts erhielt — wahrscheinlich von diesem Peter! Das hat dieser nun alles im eigensten Interesse beseitigt. Er hat dabei aber wohl im Drange des Geschäftes diesen Brief übersehen!“

„hm!“ Der Kommissär überlegte.

„Mit Hilfe dieses Briefes und des Zeugen Lotter werde ich in längstens acht Tagen den Täter in sicherem Gewahrsam haben“, behauptete Braun.

Bögernd fragte der Kommissär noch: „Aber wie wollen Sie ihn in München finden?“

„Ach Gott, das ist nicht so schwierig. Er ist ein Fremder, ein Brasilianer, den wird man doch finden können. Und dann! Die Lebensversicherungspolice! Er muß doch auch das Geld erheben.“

„Aber“, begann der Kommissär, „dieser Peter wird, wenn es sich in Wirklichkeit so verhält, München sofort wieder verlassen haben und nach Brasilien zurückgekehrt sein. Dann wird er, ein geriebener Bursche scheint er ja zu sein, einen Brief an Monnard schreiben und erfahren, daß dieser tot ist; dann erst wird er mit seiner Police kommen.“

„Bis dahin würde sie längst verfallen sein!“ beharrte Braun auf seinen Behauptungen. „Ich versichere Ihnen, dieser Peter rührt sich. Vielleicht eher, als wir denken.“

„Zedenfalls verspricht die Sache interessant zu werden“, meinte der Kommissär.

Ein starkes Klopfen an der Tür unterbrach das Gespräch der beiden. Herein trat jetzt schüchtern und furchtsam die Hausfrau Weber des Ermordeten. Sie hatte einen Brief in der Hand. Sie blieb an der Tür stehen und zeigte auf eine Frage Brauns den Brief.

„Was soll es mit dem Brief?“ fragte dieser.

„Der Brief ist für Herrn Monnard heute eingetroffen!“ war die Antwort hierauf.

Der Kommissär und Braun wechselten einen bedeutungsvollen Blick.

Braun nahm ihr den Brief ab, befahl ihr, alles, was weiter noch für Herrn Monnard einlaufe, ihm zu bringen und ließ sie dann wieder gehen.

Raum hatte sie sich durch die Tür entfernt, da fragte Braun den Kommissär, indem er auf den Brief zeigte: „Woher mag dieser Brief wohl kommen?“

„Doch nicht von diesem Peter?“

„Wir werden sehen!“ gab Braun zurück und öffnete den Brief. Als er das Briefpapier entfaltete, las er sofort die Unterschrift.

„Peter! Peter! Hier! Hatte ich nicht recht?“ Er zeigte dabei dem Kommissär die Unterschrift.

„hm! Das hätte ich nicht für möglich gehalten. Lesen Sie laut!“



Braun begann dann: „Frankfurt, den 17. Juli 18 . .“  
 Hier schon unterbrach ihn der Kommissär: „Frankfurt? Wie kommt der nach Frankfurt? Stimmt den der Poststempel?“  
 Braun sah nun auf das Rubert und sagte dann: „Stimmt! Frankfurt!“

Er las hierauf, ohne unterbrochen zu werden, den Brief vor:

Vielgeliebter Kerl!

Kommst Du nicht, so komme ich! Ich komme morgen in München an und werde so frei sein, Dich zu besuchen. Die Police konnte ich nicht anbringen. Vielleicht können wir sie hier verkaufen. Ich bin wieder etwas bei Kasse und steige in München im „Hotel Hamburger Hof“ ab. Es sind nun schon zehn Jahre, daß ich dies Nest verlassen habe, und es wird sich während dieser Zeit wohl ziemlich viel geändert haben. Das schadet mir nichts. Alter Junge, ich freue mich, Dich wieder zu sehen, noch mehr aber auf eine Maß echten Hofbräuhausbiers. Bis dahin leb' wohl.

Dein Freund Peter.

Als Braun geendet hatte, schwiegen beide. Der Kommissär brach zuerst das Schweigen und fragte: „Werden Sie aus der Sache klug?“

Braun zuckte mit den Schultern und gab keine Antwort.

„Ich kann mir nur denken, daß dieser Peter nach der Mordtat sofort nach Frankfurt gefahren ist und den Brief geschrieben hat.“ —

„So wird es wohl sein,“ gab Braun weniger zuversichtlich zur Antwort. „Der Brief ist datiert vom 17. Juli. In der Nacht vom 16. auf den 17. geschah der Mord. Aber vor morgens 6 Uhr geht kein Zug nach Frankfurt. Mit diesem käme er nachmittags 3 Uhr dort an.“

„Na, da hat er sofort den Brief geschrieben,“ sagte der Kommissär. „Sehen Sie mal den Poststempel genau an!“

„Er ist etwas schwer zu lesen, doch es geht.“

Mit erwartungsvoller Spannung sah der Kommissär in das Gesicht Brauns, der sich bemühte, die Schrift des etwas verwischten Poststempels zu entziffern.

Dieser ließ seinen Arm sinken und sagte dann im Tone der Verzweiflung: „Mir steht der Verstand stille!“

„Was ist denn los?“

„17. Juli 18 . . vormittags zwischen 7 und 8 Uhr.“

„Was!“ rief der Kommissär. „Dann könnte dieser Peter ja gar nicht um diese Zeit in München gewesen sein!“

Braun nickte nur.

„Und Ihre Schlüsse, Ihre Folgerungen, alles wäre umsonst!“

„Es scheint so!“ gab der Detektiv zur Antwort.

„Na, zweifellos ist es eigentümlich, daß dieser Peter gerade zu einer solchen Zeit hier ankommt.“

„Zufall!“ sagte Braun.

„Aberdings ein sehr merkwürdiger.“

„Aber nicht zu ändern.“

„Leider nicht. Was gedenken Sie jetzt zu tun?“

„Vorerst den heute Abend eingelaufenen Fremdenbogen des „Hamburger Hof“ durchsehen!“

Es begaben sich die beiden nunmehr in das im zweiten Stock des Polizeigebäudes befindliche Meldebureau. Auf dem Wege dorthin sprachen beide nur sehr wenig.

In einem dieser Bureaus, die an den Wänden und auch im Innern des Zimmers nur große Aktenständer enthielten, machten sie Halt. Von dem diensthabenden Beamten ließ Braun sich den Meldebogen des „Hamburger Hof“ bringen. Es währte nur kurze Zeit und Braun hatte das betreffende Schriftstück in Händen. Beide lasen die Liste der eingetroffenen Fremden durch. Als letzter fand sich darauf vermerkt: „Pedro Serrao, Rentner,

Rio de Janeiro (Brasilien) mit einem Diener; Ankunft nachmittags 3 Uhr.“

„Das ist er zweifellos!“ begann der Kommissär.

„Noch ist nicht alles verloren“, sagte nun Braun. „Er hat einen Diener bei sich. Einer von beiden hat den Mord verübt, der andere den Brief besorgt!“

„Wirklich! Das wäre möglich! Wie aber wollten Sie das erfahren?“

„Dotter hat ja den Mörder gesehen und wird ihn bestimmt wiedererkennen.“

„Das geht! Aber wenn er nun ausfragt, daß es von diesen beiden keiner wäre“, warf der Kommissär ein.

„Dann? — Dann weiß ich selbst nichts!“

Die beiden trennten sich und Braun suchte die Wohnung des Zeugen Dotter auf.

### III.

#### Die Brasilianer.

Der 18. Juli war ein glühend heißer Sommertag. Die Neuhauserstraße, in der für gewöhnlich der größte Personenverkehr herrschte, war an diesem Nachmittage etwa gegen drei Uhr wie ausgestorben. Die Sonne brannte auf die Straße nieder, daß die Luft in dieser Gluthitze flimmerte. Nur ab und zu sah man einen Passanten, der im Schatten der Häuser entlang schlich. Elektrische Trambahnwagen rasselten durch die Straßen und das schrille Glockenzeichen gab der Führer des einzelnen Wagens nur mechanisch, weil er es eben so gewohnt war. Nötig wäre es ja nicht gewesen, da sich ihm kein Hindernis die ganze Straße entlang in den Weg stellte.

Wo waren wohl die vielen Leute, die sonst immer diese Straße belebten? Die Mehrzahl hatte sich wohl zurückgezogen in den feuchtfröhlichen Winkel eines Bierkellers, wo sie unter schattigen, kühle spendenden Bäumen eine Maß nach der anderen die Kehle hinabfließen ließen und so ihr Äußeres und Inneres erfrischten. Ein anderer Teil stand vielleicht bis zum Hals in dem kühlen Wasser irgend einer Badeanstalt, um auf diese Weise Schutz vor den sengenden Sonnenstrahlen zu finden.

Vor dem Hotel „Hamburger Hof“ stand an der Einfahrt ein Kellner an die Wand gelehnt und sah träumerisch vor sich hin. Die Serviette war seiner Hand entfallen, doch schien er das gar nicht bemerkt zu haben. Vielleicht sah er im Geiste vor sich eine frisch schäumende Maß Bier, während in seinen Ohren die fröhlichen Weisen einer Kellerkapelle summten. Offenbar war es etwas sehr angenehmes, womit sich seine Träume beschäftigten, denn sein Mund lächelte.

Um so unangenehmer aber mußte es wohl für ihn sein, als er durch das Mitteln und Rasseln eines vorfahrenden Fuhrwerks aufgeschreckt wurde. Eine Droschke hielt vor dem Eingange, aus welcher ein junger, etwa dreißigjähriger Herr stieg, dem ein etwa gleichaltriger Diener nachfolgte. Während der Herr den Droschkenkutscher bezahlte, hatte der Kellner mit einer affenartigen Geschwindigkeit die Serviette wieder vom Boden aufgegriffen und empfing die das Hotel nunmehr betretenden Gäste mit einer Anzahl von Büdlingen. Der Herr ließ sich sofort zwei zusammenhängende Zimmer anweisen. Flink und geschäftig eilte der Kellner voran in den ersten Stock des Hotels hinauf. Langsam und gemächlich folgte ihm der Fremde. Etwa drei Schritte hinter ihm kam der Diener nach. Beide hatten kein Gepäck bei sich.

Der Kellner wies ihnen Zimmer Nummer 13 und 14 an. Hierauf wandte sich der Herr an den Kellner und sagte mit etwas fremdartiger Betonung:

„Es werden morgen, vielleicht auch erst übermorgen meine Koffer kommen, von Frankfurt. Lassen Sie diese sofort auf mein Zimmer schaffen. Verstanden!“



„Zu Befehl, Euer Gnaden!“ Wiederum folgte diesen Worten eine Anzahl tiefer Bücklinge.

„Gut!“ begann nun der Fremde wieder. „Bringen Sie uns jetzt Bier und Speisefarte. Auch das Fremdenbuch. Wir wollen lange hier bleiben.“

Nachdem der Kellner noch unzählige Kumpfsbeugen ausgeführt hatte, verschwand er aus dem Zimmer.

Der Fremde setzte sich hierauf auf ein im Zimmer stehendes Sopha. Der Diener, der ihm nachfolgte, warf seine Dienermütze in eine Ecke des Zimmers und sagte:

„Na hör mal, Pedro — Pedro, ein verdammt ekliger Name — wie lange soll ich denn noch in dieser Zwangsjacke stecken?“

„Du wirst es wohl noch ein paar Tage aushalten können!“

„Nur mit Not!“

„Gedulde Dich! Nicht länger als höchstens zehn Tage. Bis dahin, denke ich, sind die 50 000 Mark einkassiert.“

„Hoffentlich!“

„Was glaubst Du denn, Hans? Wird wohl der Brief schon in den richtigen Händen sein?“ Der Fremde, mit Pedro angesprochene, redete jetzt vollständig ungezwungen und fließend, und es war von einem fremdländischen Akzent nichts mehr zu bemerken.

„Sehr wahrscheinlich!“

Es schwiegen nun beide.

Anscheinend war der angebliche Diener wohl ein guter Freund des Pedro, der nur für vorübergehende Zeit als Diener gelten mußte. Der Fremde selbst hatte schwarzes Haar und schwarzen Schnurrbart. Seine dunklen Augen zeigten einen lebhaften Glanz; um die Mundwinkel lag stets ein Ausdruck von Überlegenheit und Geringschätzung. Auf der Stirn zeigte sich eine leicht gerötete Narbe. Der Diener Hans war ein blonder Lockenkopf mit schönen, blauen Augen, die so naiv und unschuldsvoll ausfahen, als könnten sie überhaupt gar nichts Schlechtes sehen. Er hatte gleichfalls einen Schnurrbart, jedoch von blonder Farbe, auch einen Anflug von Backenbart.

Der Kellner trat bald darauf wieder ein und brachte eine Speisefarte, sowie unter dem Arme schleppend ein ziemlich umfangreiches Fremdenbuch. Dieses legte er dem Fremden vor, öffnete es, zog ein Schreibzeug aus seiner Tasche und reichte dann Pedro die Feder zum Einschreiben. Dieser las aufmerksam die Einträge, die vorher gemacht worden waren und schrieb hierauf:

„Pedro Serrao, Rentner, Rio de Janeiro (Brasilien). Ein Diener.“

Hierauf klappte der Kellner das Buch wieder zu und überreichte die Speisefarte. Prüfend überflog Pedro den Inhalt und sagte dann:

„Willst Du Rehbraten, Hans?“

„Gern, Herr!“ war die Erwiderung.

„Dann servieren Sie zwei Rehbraten mit Gemüse. Bringen Sie aber vorerst Bier! Verstehen Sie mich?“

„Gewiß, mein Herr!“ dienerte der Kellner, packte wieder alles zusammen und verschwand.

„Ich bin tatsächlich gespannt, wie die Sache enden wird!“ sagte Hans.

„Vorzüglich! Ich garantiere!“ antwortete Pedro.

„Mir sehr, sehr angenehm!“

„Das glaube ich!“ sagte lachend Pedro. „Aber mit unseren Geldern sieht es verflucht miserabel aus. Ich habe kaum noch fünfzig Mark.“

„Allerdings sehr, sehr betäubend!“

„Nun stille! Ich habe so eine Ahnung, als brächten die nächsten Tage Geld.“

„Oho!“

„Du hast doch in Frankfurt die Koffer kreditwürdig gepackt?“ fragte jetzt Pedro.

„Da, glaube ich, wäre jede Frage überflüssig. Ich möchte die Koffer bei dieser Hitze nicht schleppen. So schwer müssen die sein!“

„Das ist gut!“

Der Kellner trat wieder ein und stellte zwei Glas Bier auf den Tisch und wollte sich dann entfernen.

„Lieber Freund, gedulden Sie sich!“ rief ihm Pedro nach, trank das eine Glas auf einen Zug leer und gab es dann dem Kellner wieder, der sich damit entfernte.

„Herrgott, das erfrischt!“

„Weißt Du, was für eine Zimmernummer ich habe?“

„Nein!“

„13!“

„So!“

„Das bringt Unglück!“

„Ich weiß!“

„Dann wäre es besser, ich ließe uns zwei andere Zimmer anweisen!“

„Nein!“

„Warum nicht?“

„Es ist doch ein Vorteil für uns.“

„Wieso?“

„Nun, muß es denn uns Unglück bringen! Es bringt wohl Unglück, aber jemand anderem.“

Nun schwiegen die beiden.

Nach kurzer Zeit sagte Hans: „Wenn aber die Gesellschaft die Summe nicht bezahlen will?“

„Warum soll sie es nicht?“

„Weil der Kopf fehlt!“

„Lächerlich!“

Inzwischen hatte der Kellner ein frisches Glas Bier gebracht. —

Pedro fragte ihn: „Ist der Direktor zu sprechen?“

„Nein!“ war die Antwort.

„So! Ich gedenke einige Monate hier zu bleiben. Setzen Sie alles, was ich kommen lasse, auf die Rechnung und legen Sie diese mir alle vierzehn Tage vor. Können Sie die Sache ordnen? Meine Koffer müssen morgen ankommen! Lassen Sie diese dann von der Bahn abholen. Sie kommen von Frankfurt.“

Pedro reichte dem Kellner ein Dreimarkstück hin, das dieser sofort zu sich steckte und dabei gleich einem Taschenmesser zusammenklappte.

„Ich werde alles aufs Beste besorgen, Euer Gnaden! Sie dürfen sich vollständig beruhigen und auf mich verlassen!“

„Gut!“

Der Kellner verließ das Zimmer wieder.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Don Juan.

Humoreske von Reinhold Ortman.

In jener behaglichen Stimmung, die ein reines Gewissen, eine wohlgefüllte Börse und ein ausgezeichnetes Diner in einem gesunden jungen Mann zu erzeugen pflegen, verließ Doktor Rudolf Breuning um die sechste Abendstunde den Klub, der ihm als Junggesellen einstweilen noch den häuslichen Herd ersetzen mußte. Einen anderen in seiner beneidenswerten Lage würde an diesem linden Frühlingsabend vielleicht die Lust angewandelt haben, ein wenig auf Abenteuer auszugehen. Solch verwegene Wünsche aber



lagen den: etwas phlegmatischen und höchst soliden jungen Germanisten gänzlich fern. Das weibliche Geschlecht in seiner Gesamtheit war ihm: ein Gegenstand höchster Verehrung; jede dreiste Annäherung an seine einzelnen holden Erscheinungsformen aber wurde ihm: durch eine gewisse lebenswürdige Schüchternheit verboten. Die bewundernden Blicke schöner Augen, die so oft an seiner stattlichen Gestalt und seinem martialischen blonden Schnurrbart hingen, schien er gar nicht zu bemerken, und seine Seele war rein, wie die eines schwärmenden Sekundaners.

Da — er hatte erst ein paar Schritt getan — fixelte plötzlich ein ganz eigener süßer Beischenduft seine Nase, und er fühlte zugleich eine sanfte Berührung an seinem rechten Arm. Verwundert wandte er den Kopf, und das Blut schoß ihm in die Wangen, als er durch die spinnwebdünnen Maschen eines weißen Schleiers in ein reizendes, lächelndes Frauenantlitz sah, das mit einem geradezu unwiderstehlichen Ausdruck von schelmischer Vertraulichkeit zu ihm empor gerichtet war. Eine kleine, elegant behandschuhete Hand ruhte federleicht auf seinem Arm und die Blumen eines höchst geschmackvollen, breitrandigen Strohhutes nickten verführerisch dicht unter seinen Augen.

„Verzeihen Sie, mein Herr, wenn ich Sie um einen Rittersdienst angehe“, klang es ihm leise, aber mit einer sehr weichen und angenehmen Stimme ins Ohr. „Ich bitte um die Erlaubnis, ein paar hundert Schritte weit an Ihrer Seite bleiben zu dürfen. Wollen Sie mir das gestatten?“

Ihrer Aussprache nach mußte sie eine Ausländerin sein, wahrscheinlich eine Tochter Albions, oder eine Amerikanerin. Dafür sprachen auch der Schnitt ihres Gesichts und die feine, gertenschlanke Gestalt. Rudolf Breuning aber war viel zu verwirrt, um zunächst mehr als einen ganz unbestimmten Gesamteindruck von ihrer anmutigen Erscheinung zu erhalten.

„Aber mit Vergnügen, mein gnädiges Fräulein“, stammelte er, „so weit Sie wollen. Ich bin ganz zu Ihren Diensten.“

Die kleine Hand schob sich etwas mutiger in seinen halb unwillkürlich gebogenen Arm, und das weiche, schmiegsame Figürchen kam ihm dadurch merklich näher.

„Sie brauchen sich gar keine Mühe zu geben, mich zu unterhalten. Es ist ganz gleichgiltig, wovon wir sprechen. Ein schöner Abend — nicht wahr?“

Dabei sah sie noch immer mit diesem berückenden, schalkhaften Lächeln zu ihm auf, das unzweifelhaft in jedem anderen die kühnsten Hoffnungen geweckt haben würde.

„Ein herrlicher Abend — jawohl — so mild und so — so frühlingemäßig.“

Er hätte sich selber ohrfeigen mögen; aber es wollte ihm durchaus nichts Gescheiteres einfallen. Und dabei klopfte ihm das Herz zum Berspringen.

„Wenn nicht alle Anzeichen trügen, bekommen wir endlich beständiges Wetter“, plauderte sie weiter, ihren leichten Schritt nach dem seinigen einrichtend. „Das wäre gewiß sehr gut für die armen Randleute, oder glauben Sie, daß es für die Landwirtschaft besser sein würde, wenn es noch etwas regnete?“

„Ich weiß nicht, gnädiges Fräulein, — vielleicht wäre es sehr nützlich für die Kartoffeln — oder —“

„Ja, da mögen Sie wohl recht haben. Und auch für den Kohl. Man baut sehr viel davon in Deutschland — wie?“

„Allerdings! Ich vermute es wenigstens, denn ich habe mich bis jetzt nicht darum gekümmert. Aber —“

Er hatte einen energischen Versuch machen wollen, das Gespräch von diesem rustikalen Thema abzulenken. Doch sie fiel ihm gleich wieder in die Rede und mit einem Augenaufschlag, als ob sie ihm das süßeste Geheimnis anvertraute, sagte sie:

„Übrigens, glaube ich, ist bereits genug Regen gefallen. Wünschen wir darum lieber, daß das Barometer recht behalte. Es

steht nämlich auf Schönwetter. Und der Laubfrosch meiner Freundin saß heute ganz oben auf seiner Leiter. Sie halten nicht viel von den Laubfröschen als Wetterpropheten, mein Herr! Die Meinungen darüber sind ja sehr geteilt. Aber ich sehe nicht ein, weshalb man ihnen ihren Ruhm nicht gönnen soll. Wenn man die Berühmtheit manches großen Mannes auf ihre innere Berechtigung prüfen wollte, würde am Ende auch nicht viel mehr herauskommen. — So — und nun danke ich Ihnen recht herzlich für Ihre Lebenswürdigkeit. Da drüben kommt eine leere Droschke! Bitte — führen Sie mich zu der. Dann sind Sie Ihres Rittersdienstes in Gnaden entbunden.“

Gehorsam bog der Doktor auf den Fahrweg ab, in seiner Seele aber wälzte er einen großen Entschluß. Und als der Wagen auf einen Wink seiner Begleiterin dicht vor ihnen hielt, raffte er all seinen Mut zusammen.

„Ich würde es lebhaft bedauern, mein gnädiges Fräulein, wenn unsere kaum geschlossene Bekanntschaft — —“

Sie hatte seinen Arm losgelassen und saß schon in der offenen Droschke. Ihr Lächeln, als sie ihm vom Sitz aus die Hand reichte, hatte etwas geradezu Zärtliches.

„Ich werde mich stets mit besonderem Vergnügen unserer anregenden Unterhaltung erinnern, jedenfalls so oft, als man mir Kohl und Kartoffeln serviert. Adieu, mein Herr! — Fahren Sie geradeaus, Kutscher! Ich gebe Ihnen unterwegs die Adresse.“

Der Schimmel zog an. Die kleine, weiche Hand, die sich ihm so lange willig überlassen hatte, entschlüpfte den Fingern des Doktors, und es war, als ob die bunten Gutblumen, die sich so rasch aus seinem Gesichtskreis entfernten, ihm noch ein paar mal spöttisch zunickten. Kein Zweifel, das reizende Abenteuer, das erste seines Lebens, war wirklich und unwiderruflich zu Ende. —

Dr. Breuning war im großen und ganzen nicht gar zu streng gegen sich selbst, in diesem Augenblick aber übte er an seinen eigenen geistigen Fähigkeiten und an seiner weltmännischen Gewandtheit eine geradezu vernichtende Kritik. Das süßeste, holdste, liebreizendste Geschöpf war ihm in die Arme geflattert, und er hatte sich benommen wie ein blöder Schuljunge. Die Beschämung drückte ihn ganz darnieder, und mit langen Schritten eilte er seiner Wohnung zu; denn die Lust zum Theater war ihm gänzlich vergangen.

Raum fünfzig Meter von der Stelle, wo die schöne Unbekannte sich von ihm verabschiedet hatte, lüftete jemand im Vorübergehen den Hut. Dr. Breuning blickte auf und sah in das ihm wohlbekanntes Gesicht des Assessors Selbitz, eines jungen Mannes, mit dem er auf oberflächlichem Grußfuße stand und dessen geddenhaftes, blasiertes Wesen ihm von vornherein wenig sympathisch gewesen war. Heute aber grinste ihn der Kerl mit einem so niederträchtig malitiosen Lächeln an, daß der Doktor nicht übel Lust verspürte, ihn deshalb zur Rede zu stellen. Aber, am Ende, was kümmerten ihn die Grimassen irgend eines Narren! Er würde ihn künftig einfach schneiden; das war jedenfalls vernünftiger, als daß er sich jetzt durch eine vielleicht übertriebene Empfindlichkeit lächerlich machte. Von dem erhebenden Bewußtsein, eine lächerliche Rolle gespielt zu haben, hatte er heute wirklich schon mehr als genug.

Von nun an ging Dr. Breuning Tag für Tag um die nämliche Stunde denselben Weg, immer in der Hoffnung, seiner reizenden Unbekannten noch einmal zu begegnen. Aber seine Sehnsucht blieb ungestillt. Schlanke Mädchengestalten, weiße Schleier und bunte Gutblumen gab es in Fülle; doch nach dem süßen Schelmengesichtchen und den blanken, schalkhaften Augen spähte er vergebens aus.



So verging Woche um Woche. Da widerfuhr dem Doktor eines Tages etwas höchst Wunderbares. Er hatte in der Zwischenzeit die Bekanntschaft des Amtsrichters Birkner, eines erst seit Jahresfrist verheirateten liebenswürdigen Herrn, gemacht, in dessen gastlichem Hause er sehr gern verkehrte. Und als er eines Nachmittags dahin kam, um der jungen Frau ein versprochenes Buch zu bringen, fand er sie in ihrem Boudoir nicht allein, sondern in Gesellschaft einer jungen Dame, bei deren Anblick er nur mit Mühe einen lauten Ausruf der Überraschung unterdrückte. Denn es gab keinen Zweifel: Das war die feine, gertenschlanke Gestalt seiner reizenden Unbekannten, das war ihr süßes Schelmengesicht und das waren die glänzenden, schalkhaften Augen, die so berückend zutraulich zu ihm aufgeblickt hatten. Auch das junge Mädchen hatte ihn sogleich erkannt. Er sah es an ihrem heißen Erröten, ihrer augenfälligen Verwirrung und dem flehenden Blick, den sie auf ihn richtete.

Die Dame des Hauses aber merkte glücklicherweise nichts und stellte sie vollkommen unbefangen einander vor: „Herr Doktor Breuning — meine Freundin Miß Maud Perkins aus Cleveland. Wir verbrachten als Backfische ein Jahr gemeinsam in einer Schweizer Pension, und meine süße Maud, die schon vor einigen Monaten auf ein paar Tage unser lieber Gast war, hat jetzt unsern dringenden Bitten nachgegeben und ist auf eine hoffentlich recht lange Zeit aus München herüber gekommen, wo sie ihren künstlerischen Studien obliegt.“

Der Doktor verbeugte sich tief. Und er benahm sich so tadellos, daß Miß Mauds etwaige Besorgnis hinsichtlich einer von ihm zu befürchtenden Indiskretion sehr bald schwinden mußte. Ganz unbefangen freilich vermochte sie sich ihm gegenüber noch nicht zu geben. Sie stand offenbar unter dem Druck der peinlichen Empfindung, daß er nach dem damaligen Vorkommnis ungünstig über sie urteilen müsse. Er aber war meilenweit davon entfernt, eine ungünstige Meinung über Miß Maud Perkins zu hegen. Wenn sie an jenem Abend auf eine für ein junges Mädchen vielleicht etwas ungewöhnliche Weise seinen Schutz in Anspruch genommen, so waren die Gründe, die sie dazu veranlaßt, gewiß die allertriftigsten gewesen. Und wenn sie bis zu dieser Stunde als der entzückendste aller neckischen Kobolde in seiner Erinnerung gelebt hatte, so wandelte sie sich jetzt vor seinen leibhaftigen Augen in das lieblichste, sittigste und jungfräulichste Wesen, dessen Eifenfüßchen jemals über die Erde dahingefschwebt waren.

Als ein rettungslos Verliebter kehrte er in sein einsames Junggesellenheim zurück. Man hatte ihn für den kommenden Sonntag bei Birkners zu Tisch geladen, und er sah diesem Sonntag entgegen mit dem sichereren Vorgefühl, daß er über seine ganze Zukunft entscheiden würde.

Der Empfang, der ihm zuteil wurde, ließ an Herzlichkeit nichts zu wünschen übrig. Maud sah in dem hellen Kleide, das sie heute angelegt hatte, geradezu heraufschend aus, und sie hatte auch ihre fröhliche Unbefangenheit ihm gegenüber vollständig wiedergefunden. Leider war man nicht, wie er gehofft hatte, im intimsten Familienkreise, sondern es waren noch andere Gäste da: ein paar Kollegen des Hausherrn mit ihren Frauen und dann auch diese schreckliche Geheimrätin von Amberg, an der alles spitze war, ihre Schultern, ihre Nase, ihr Sinn und ganz besonders ihre Zunge, eine weit und breit gefürchtete Klatschbase der gemeingefährlichsten Art. Dr. Breuning aber kümmerte sich um sie so wenig wie um die anderen. Für ihn gab es hier überhaupt niemanden, außer Miß Maud, er sprach nur für sie, und wenn er sie ansah, leuchtete ihm das Entzücken so hell aus den Augen, daß die anderen geradezu hätten blind sein müssen, um nicht zu bemerken, wie es mit ihm stand.

Frau Birkner lächelte denn auch ein paarmal sehr verständnisvoll vor sich hin, und sie war vielleicht nicht ganz unschuldig daran, daß, während die anderen im Salon den Kaffee einnahmen, Dr. Breuning mit Maud, die ihm eine Sammlung amerikanischer Photographieen zeigen wollte, in einem Nebenzimmer allein blieb. Nun ist aber bekanntlich das gemeinsame Betrachten von Bildern eine der gefährlichsten Beschäftigungen für zwei Leute verschiedenen Geschlechts, die einander nicht mehr ganz gleichgiltig sind. Und wie es schon unzählige Male vorher in ähnlichen Fällen gegangen war, so ging es auch hier; ihr Gespräch kam merkwürdig oft ins Stocken, die zufälligen Berührungen ihrer Finger aber wurden immer häufiger und immer länger, bis Dr. Breuning plötzlich die kleine, weiche Hand erhaschte und mehr ehrfurchtsvoll als stürmisch an seine Lippen drückte. Miß Maud war wohl ein wenig zusammengefahren, doch sie hatte kein Wort der Mißbilligung und sie zog auch ihre Hand nicht zurück. Vielmehr sagte sie mit bellommener Stimme:

„Was müssen Sie an jenem Tage von mir gedacht haben, Herr Doktor! Ich habe meinen damaligen Übermut schon oft bereut und ich habe mich so furchtbar geschämt, als ich Sie hier im Hause meiner Freundin wieder sah.“

„Um des Himmels willen, liebes Fräulein Maud“, fiel er eifrig ein, „wenn einen von uns die Erinnerung an jenes Vorkommnis mit Beschämung erfüllen muß, so bin ich es. Ich habe mich ja so unglaublich albern benommen.“

„Nein, nein, Ihr Benehmen gefiel mir im Gegenteil, recht gut. Man merkte gleich, daß Sie an derartige Erlebnisse nicht gewöhnt seien. Und wenn Sie nicht so vertrauenerweckend ausgefallen hätten, würde ich auch gar nicht gewagt haben, bei Ihnen Schutz vor den gefürchteten Zudringlichkeiten eines mir lästigen Menschen zu suchen.“

Dr. Breuning war eben im Begriff, ihr eine bedeutsame Antwort zu geben, als die Frau Amtsrichter sehr unerwünscht in ihre glückliche Weltvergessenheit hineinfuhr.

„Willst Du mit den Bildern nicht lieber hereinkommen, Maud?“ fragte sie. „Die anderen Herrschaften möchten sie auch gern ansehen.“

Der Ton der Aufforderung war so sonderbar eindringlich, daß Dr. Breuning überrascht aufblickte. Und es war ihm, als wäre die gewinnende Liebenswürdigkeit, die er sonst auf dem Gesicht der jungen Hausfrau zu sehen gewöhnt war, einem Ausdruck mißbilligender Strenge gewichen. Er konnte sich die Veränderung durchaus nicht erklären und er versuchte sich einzureden, daß es Täuschung gewesen sei. Aber von Minute zu Minute kam ihm deutlicher zum Bewußtsein, daß er richtig gesehen habe. Nicht nur Frau Birkner, sondern auch die anderen Damen der Gesellschaft schienen wie ausgewechselt. Man vermied es geflissentlich, sich in eine Unterhaltung mit ihm einzulassen, und Maud war beständig von einigen der Anwesenden wie von einer Mauer umgeben, die jeden Versuch einer Annäherung unmöglich machte. Sie selbst schien das alles ebenso wenig zu begreifen wie der Doktor, denn sie sah oft mit verwundert fragendem Blick zu ihrer ernsthaft dreinschauenden Freundin auf. Als wollte sie ihn damit für die unwillkommene Unterbrechung und für die erzwungene spätere Zurückhaltung entschädigen, drückte sie dem Doktor, da er sich wohl oder übel mit den anderen empfehlen mußte, so warm und so lange die Hand, daß wieder die glücklichsten Hoffnungen in seinem betäubten Herzen emporblühten.

Am nächsten Sonntag, den er kaum hatte erwarten können, machte er seinen Erkenntlichkeitsbesuch im Birknerschen Hause. Aber das Dienstmädchen öffnete ihm mit der niederschmetternden Kunde, daß weder der Herr Amtsrichter, noch seine Gattin anwesend seien.



„Und Miß Perkins?“ fragte er beklommen. „Sist sie auch ausgegangen?“

„Nein, sie ist zu Hause, aber sie empfängt keine Besuche.“

„Vielleicht macht sie mit dem meinigen eine Ausnahme. Wollen Sie ihr nicht meine Karte bringen und diese Rosen?“

Nach Verlauf von zwei Minuten kam das Dienstmädchen zurück und sie hatte die Rosen, die schönsten, die er nach langem Suchen aufgetrieben, in der Hand.

„Miß Perkins läßt für die freundliche Absicht bestens danken. Sie bedauert, den Besuch des Herrn Doktors nicht empfangen und die Blumen nicht annehmen zu können.“

Dr. Breuning war ganz betäubt. Noch vermochte er das Unglaubliche nicht zu fassen.

„Wenn ich heute ungelegen komme, so darf ich vielleicht ein anderes Mal . . .“

„Miß Perkins beauftragte mich noch, dem Herrn Doktor zu sagen, daß sie am Mittwoch abreisen werde und bis dahin vollständig in Anspruch genommen sei.“

Nun gab es keinen Zweifel mehr: sie wollte nichts von ihm wissen und wies seine Annäherung in der schroffsten Form zurück. In innerster Seele geknickt schlich der arme Doktor davon. Und als er fünf Minuten später auf der Straße dem Amtsrichter begegnete, war er unfähig, ihm seinen Kummer zu verbergen. Birkner machte erst ein verlegenes Gesicht; dann aber fuhr es ihm heraus:

„Eigentlich, Verehrtester, dürfen Sie sich doch nicht so sehr darüber wundern. Junge Damen haben in solchen Dingen eben etwas strengere Anschauungen als wir Männer.“

„In was für Dingen, Herr Amtsrichter? Was, um des Himmels willen, habe ich denn angerichtet?“

„Sehen Sie, lieber Freund, — Sie sind ein unabhängiger junger Mann und brauchen nach der Meinung der Welt nicht viel zu fragen. Auch würde es sicherlich niemandem einfallen, sich um Ihre intimen Angelegenheiten zu kümmern. Gewisse Rücksichten aber sind wir nun einmal den Anschauungen oder nennen wir es meinetwegen Vorurteilen der Gesellschaft schuldig. Daß Sie mit einer verheirateten Dame befreundet sind, geht gewiß niemanden etwas an als allenfalls ihren Gatten. Aber daß Sie diese Beziehungen gewissermaßen öffentlich zur Schau tragen . . .“

„Was reden Sie da? Ich hätte Beziehungen zu einer verheirateten Frau? Und ich trüge sie öffentlich zur Schau? Das ist ja der helle Wahnsinn!“

„Es wurde neulich in meinem Hause als eine allgemein bekannte Tatsache erzählt.“

„Von wem wurde es erzählt? Sie sind es unserer bisherigen Freundschaft schuldig, mir den Namen des elenden Verleumders zu nennen.“

„Ich habe keinen Grund, Ihnen zu verschweigen, daß die Mitteilung von der Frau Geheimrätin von Amberg kam.“

„So müssen Sie mir Gelegenheit geben, diese Dame in Gegenwart Ihrer Gattin nach der Quelle zu fragen, aus der sie ihre Kenntnis hat. Und noch vor der Abreise der Miß Perkins muß es geschehen. Sie dürfen mir diese Genugthuung nicht verweigern. Es handelt sich um das Glück meines Lebens.“

Dem Amtsrichter war die Sache zwar einigermaßen fatal, aber bei seiner herzlichen Zuneigung für den Doktor entschloß er sich, seinem Wunsche zu willfahren. Noch am nämlichen Abend erhielt Breuning ein Billet von der Hand der Frau Amtsrichter, worin sie ihm mitteilte, daß sie sich freuen würde, ihn am nächsten Tage zum Fünf-Uhr-Thee bei sich zu sehen.

Bitternd vor Aufregung und fest entschlossen, an dem Urheber der schändlichen Verleumdung eine furchtbare Rache zu

nehmen, betrat der Doktor pünktlich den Birknerschen Salon, in welchem er richtig die spitze Geheimrätin in Gesellschaft der jungen Frau und des geliebten Mädchens vorfand.

Mit der Würde eines in seinen heiligsten Empfindungen gekränkten Mannes wandte er sich an die Geheimrätin mit der Frage, woher sie ihre Kenntnis seiner Beziehungen zu einer verheirateten Dame habe.

Frau von Amberg, die erst etwas bestürzt gewesen war, faßte sich schnell.

„Mein Gott, der Assessor Selbitz erzählt es doch überall. Und er versichert, daß er es mit eigenen Augen gesehen habe.“

„Was hat er mit eigenen Augen gesehen?“

„Er hatte beobachtet, daß die betreffende Dame, von der er genau weiß, daß sie verheiratet, Sie auf der Straße vor Ihrem Klublokal erwartet und sich sogleich vertraulich an Ihren Arm gehängt hat, obwohl es noch ganz hell und die Straße voller Menschen war. Sie sind dann in der intimsten Unterhaltung mit ihr weitergegangen, um sie endlich in eine Droschke zu setzen, an der Sie dann noch die zärtlichsten Händedrucke und Blicke mit ihr tauschten.“

Während sie sprach, war in dem Gesicht des Doktors eine höchst merkwürdige Veränderung vorgegangen. Der tiefe, feierliche Ernst war mehr und mehr daraus gewichen und um seine Augen und seine Mundwinkel zuckte es, wie vor dem Ausbruch eines nur noch mühsam zurückgehaltenen Gelächters.

„Und wann, meine verehrte, gnädige Frau, wann wäre das ungefähr geschehen?“

„An einem Frühlingstage. Das Datum kann ich Ihnen natürlich nicht angeben. Aber wenn der Assessor Selbitz gelogen haben sollte —“

„Nein, meine Gnädigste, er hat nicht gelogen. Was er Ihnen erzählte, ist buchstäblich war bis auf den kleinen Neben-umstand, daß die betreffende Dame nicht verheiratet ist. In diesem Punkte allerdings hat er seiner Phantasie die Bügel schießen lassen.“

Da mischte sich auch Miß Perkins, deren immer heller aufleuchtende Augen unverwandt das Mienenspiel des Doktors beobachtet hatten, in das Gespräch:

„Verzeihen Sie, wenn ich den armen Assessor in Schutz nehme. Auch in diesem Punkte hat er seiner Überzeugung nach die Wahrheit gesprochen. Denn er hielt mich wirklich für eine verheiratete Frau.“

„Sie?“ — „Dich?“ — riefen die Geheimrätin und die Frau Amtsrichter wie aus einem Munde. Die junge Amerikanerin aber, in deren reizendem Gesicht schon wieder hundert allerliebste Teufelchen ihr Wesen zu treiben schienen, fuhr unbeirrt fort:

„Ich hatte gelegentlich eines kleinen Reiseausfluges das zweifelhafte Vergnügen gehabt, den Herrn Assessor Selbitz kennen zu lernen. Einer alten und als äußerst zweckmäßig erprobten Gewohnheit folgend, hatte ich mich während meines kurzen Aufenthaltes an diesem Orte nicht als Miß, sondern als Mrs. Perkins in das Fremdenbuch eingeschrieben; als alleinreisende Dame ist man dann viel sicherer vor mancherlei Zudringlichkeiten und Belästigungen, denen ein junges Mädchen so leicht ausgesetzt ist. Der Herr Assessor aber gehört zu denen, die sich durch einen Trauring nicht von verwegenen Eroberungsversuchen abschrecken lassen. Und er wurde mir mit seinen Schuldigungen bald so lästig, daß ich seinetwegen meinen Aufenthalt verkürzte. An jenem Tage nun, als ich zu einem kurzen Besuch bei meiner Freundin aus München hier eingetroffen war, sah ich ihn zu meinem Erschrecken auf mich zukommen. Ich mußte darauf gefaßt sein, daß er mich anreden oder mir folgen



würde, und es wäre mir natürlich äußerst peinlich gewesen, wenn er erfahren hätte, daß ich gar nicht verheiratet sei. Da schoß mir der tolle Gedanke durch den Kopf, mich an den ersten besten vertrauenswürdig aussehenden Herrn zu wenden und ihn um seine Begleitung zu bitten. Wenn der Assessor mich so Arm in Arm und in anscheinend vertraulichem Gespräch mit jemandem daherkommen sah, mußte er natürlich glauben, es sei mein Mann, und dann würde er sich natürlich hüten, mich zu verfolgen. Das Unglück wollte, daß der Herr Doktor Breuning das Opfer meines übermütigen Einfalles war. Davon, daß ihn der Assessor kannte, konnte ich natürlich nichts ahnen. Und so bin ich, wie es scheint, allein die Ursache gewesen, daß Sie, Herr Doktor, in den Ruf eines gewissenlosen Don Quixot kamen!"

Sprachlos hatten die beiden Damen ihrem in lustigstem Tone vorgebrachten Geständnis zugehört. Doktor Breuning aber trat mit einer Miene drolliger Verzweiflung auf Miß Maud zu.

„Sie haben mich um meinen unbescholtenen Namen gebracht, Fräulein! Es ist Ihre Pflicht, mir meine Ehre wiederzugeben.“

„Ja, mein Gott“, rief sie mit einem hellen Auflachen, während es doch ziemlich verräterisch rosig in ihren Wangen aufstieg, „wie soll ich denn das anfangen? Soll ich Ihnen eine Ehrenerklärung in die Zeitung setzen lassen?“

„Jawohl,“ erwiderte er, „das ist das Richtige. Und ich nehme das Recht für mich in Anspruch, den Wortlaut dieser Erklärung vorzuschreiben. Sind Sie damit einverstanden?“

„Wann Sie nicht gar zu grausam sein wollen — meiner wegen. Wie soll sie also lauten?“

„Sie soll lauten: Als Verlobte empfehlen sich Maud Perkins und Rudolf Breuning. Sträuben Sie sich nicht, mein Fräulein! Sie haben mir bereits Ihr Einverständnis erklärt!“

Wie lange Miß Maud Perkins sich etwa noch geäußert und welche Mittel der Überredung Dr. Breuning angewendet, um ihren Widerstand zu besiegen, blieb ihr Geheimnis und seines. Denn Frau Birfner hatte in richtiger Erkenntnis der Situation der Geheimrätin einen Wink gegeben, mit ihr das Zimmer zu verlassen, und als sie nach einer geraumen Weile zurückkehrte, war zwischen den beiden Beteiligten ein vollkommenes Einverständnis im Sinne des von Dr. Breuning gemachten Vorschlages erzielt.

„Miß Perkins hat sich bereit erklärt, meine bedrohte Junggesellenehre durch eine Heirat zu rehabilitieren“, sagte er in scherzhafter Feierlichkeit. „Nun will ich einmal sehen, ob es fortan noch jemand wagen wird, mich einen Don Quixot zu nennen.“

(Nachdruck verboten.)

## Rätsellecke.

### Bilderrätsel.



### Abstrichrätsel.

Heil, Mama, Zelt, Pfahl, Hirt.

Von jedem der vorstehenden Wörter sollen zwei Buchstaben an beliebigen Stellen gestrichen werden, sodas die stehenden bleibenden Wortteile im Zusammenhang gelesen einen festlichen Tag bezeichnen.

### Zogogriphie.

1.

Mit z dem Feind zur Wehr.  
Mit d ein Feind der Ehr'.

2.

Bei Vögeln schächt mans allgemein,  
Es dient zur Stammerhaltung.  
Doch bringt man einen Laut hinein,  
Träumt es von Glücksentfaltung.

### Silbenrätsel.

von Georg Weiß, Bromberg.

al, ar, gra, bert, del, ris, me, thur, i, gard, ke,  
pal, na, ben, nel, irm.

Aus vorstehenden 16 Silben sind Wörter zu bilden, welche bedeuten: 1. ein ausländisches Gewächs. 2. einen männlichen Vornamen. 3. einen Wasserabfluß. 4. einen männlichen Vornamen. 5. eine bekannte Blume. 6. einen weiblichen Vornamen. 7. ein kleines Instrument zu weiblichen Arbeiten. 8. einen Teil des Auges. Die Anfangsbuchstaben dieser Wörter geben den Namen eines berühmten Geigenkünstlers des vorigen Jahrhunderts.

### Geheimschrift.

Bdrrstnlbgblbtmnmrswrdltzt  
ndbdrltztnswrdrst.

Vorstehende Buchstabenreihen sind in Gruppen zu zerlegen, die sich durch Einfügung passender Vokale zu sinngemäßen Wörtern bilden lassen. Das Ganze muß einen Sinnspruch ergeben.

### Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A K; K König; D Dame, Ober;  
B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler).

V, der Vorhandspieler verliert a-Handspiel auf folgende Karte, obwohl er die c10 fängt.

a, b, dB, a10, K, D; bA, 10; cA, D.



M hatte nur 27 Augen in der Karte, ist aber der Macher, der den Spieler umbringt. Im Skat lag b7 und c7. Wie saßen die Karten? Wie ging das Spiel?

### Auflösung des Bilderrätsels.

Not lehrt beten.

### Auflösung der zweifelsigen Charade.

Salzburg.

### Auflösung des Silbenrätsels.

Wagen, Fsolbe, Eugen, Gordon, Ebro, Weber, Ober, Note, Merit, Eldorado, Nantes, — Die Anfangs- und Endbuchstaben ergeben: Wie gewonnen, so zerronnen.

### Auflösung der Schachaufgabe.

(Zweizüger von R. Erlin: W. Kg2, De3, Le5, g4, Sa3, b2, Bc2, d4, d6, e2, f3. — Schw. Kd5, Se7, f2, Tb8, c3, Bb3. —)  
1. Sb2—d3, beliebig. 2. Fünffach Matt.

Richtige Lösungen gingen ein von: Anna Klotz, Bromberg. Martha Schmale, Gr. Bartelsee. Clemens Garzki, Schröttersdorf. Else Taube, Kaltwasser. Gertrud und Max Wziontek, Wroctsch.